

**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde  
**Band:** 44 (1982)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Gonzague de Reynold : "Soleure" : das literarische Geschenk eines Freiburgers an Solothurn  
**Autor:** Grob, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-862150>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Gonzague de Reynold: «Soleure» Das literarische Geschenk eines Freiburgers an Solothurn

Vorwort und deutsche Übersetzung von Fritz Grob

## Vorwort

Gonzague de Reynold (1880—1970) war Dichter, Gelehrter und Politiker, ein «*homme de lettres*» mit umfassender Bildung, in der die drei Bereiche wie bei vielen bekannten Persönlichkeiten aus den geistigen Eliten Frankreichs fast nahtlos ineinander übergehen. Er war Professor für französische Literatur an der Universität Bern, die er 1931 verliess, weil seine politisch engagierte Haltung nicht ins Konzept der «reinen Forschung» passte: Er wurde Dozent für Kulturgeschichte an der Universität Freiburg. Aber auch hier wollte er nicht nur Geschichte lehren, er hatte den Ehrgeiz, Geschichte zu machen. Deshalb zog er sich nicht in den komplizierten Bau seiner Geschichtsphilosophie zurück. Auf der Grundlage seiner geschichtlichen Analysen, in denen sich wissenschaftliche Genauigkeit und ideologisch gefärbte Vision seltsam vermischten, bezog er auch Stellung zum Zeitgeschehen. Durch seine publizistische Tätigkeit in den dreissiger Jahren wurde er selbst zur historischen Gestalt, an der sich die Meinungen schieden. In seinen politischen Aufsätzen fällt vor allem seine Sympathie für patriarchalisch oder autoritär regierte Staaten auf, die andere, vor allem welsche Intellektuelle, mit ihm teilten.

Gonzague de Reynold entstammt einem alten freiburgischen Adelsgeschlecht. Beheimatet war er ausser in der Stadt Freiburg in dem in der Nähe von Murten gelegenen Dorf Cressier, wo sich das Landschloss seiner Familie befindet. In seinem frühen Prosawerk «*Cités et Pays Suisses*» hat Gonzague de Reynold die freiburgische Landschaft beschrieben, wie er sie erlebte und sah: Am Rand der Ebene Aventicum, die alte Hauptstadt Helvetiens als Verkörperung der lateinischen Welt, nicht weit davon jedoch «der letzte Überrest des ungeheuren germani-



A handwritten signature in dark ink, reading "Reynold". The signature is written in a cursive, flowing style with a long, sweeping underline that extends to the right.

Gonzague de Reynold im Alter von 60 Jahren.

schen Waldes», dort die römische Tempelsäule inmitten der Felder, hier der heilige Eichenhain.<sup>1</sup> Ein geschichtsträchtiges Land also, in dem sich wie in Solothurn verschiedene Kulturen überlagern. Diese Umwelt und die soziale Herkunft erklären viel von dem, was dem heutigen Betrachter in Leben und Gedankenwelt Reynolds buchstäblich merkwürdig vorkommt: der patriarchalische Lebensstil, eine Christlichkeit in katholischen Formen, sein Konservativismus mit

einer fast mittelalterlichen Staatsauffassung, eine Geschichtsvision, welche die nationalen Grenzen sprengt und auf das Abendland als Ganzes gerichtet ist.

Diese Verflechtung von geschichtlich gewachsenen Vorstellungen und Ideen mit zeitgenössischen politischen Tendenzen konnte um 1930 nur gefährlich sein. Sie trieb Gonzague de Reynold in die Nähe jener «europäische Rechten», deren Wortführer in Frankreich ein Maurice Barrès und ein Charles Maurras waren, die schliesslich an der Idee einer «konservativen Revolution» und ihrer Anbiederung an faschistische Strömungen zugrunde gingen. Gonzague de Reynold hatte Mühe, sich ihnen gegenüber abzugrenzen. Seine Sprache ist unverkennbar durch den ideologischen Wortschatz des Nationalsozialismus gezeichnet.

Kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erschien unter dem Titel «Selbstbesinnung der Schweiz» die deutsche, von Reynold autorisierte Übersetzung des Essaibandes «Conscience de la Suisse», die als knappe Zusammenfassung seiner damaligen Geschichtsphilosophie zu gelten hat.<sup>2</sup> Wiederholt erscheint darin der Begriff von der «nationalen Erneuerung»:

«Die Stärkung der wahren Landesverteidigung setzt eine *nationale Erneuerung* voraus.»

«Erneuerung — und wir brauchen dringend eine Erneuerung — ist unmöglich, wenn wir starrsinnig das Politische dem Wirtschaftlichen unterordnen.»

Seine Idee der Erneuerung orientiert sich an Denkmodellen, die vor 1848 und vor die Französische Revolution zurückreichen. Den liberalen Staat mit seiner freien Wirtschaft lehnt er entschieden ab: «Eine der schwersten Anklagen, die wir gegen unser Regime erheben, ist die, dass es dem Schwei-

zervolk als Ideal einen möglichst hohen materiellen Lebensstandard hingestellt hat». Daass Wohlfahrt kein letztes Ziel sein kann, ist spätestens seit den Unruhen von 1968 wieder ins allgemeine Bewusstsein gedrungen. Gonzague de Reynold hat die Gefahren des Materialismus früh erkannt und davor gewarnt. Aber in Zeiten der wirtschaftlichen Krise auf die ideellen Werte wie Vaterlandsliebe und Wahrheit zu verweisen, war für die Betroffenen kein Trost. Unter Wahrheit verstand Reynold u. a. die Pflicht jedes Staatsmannes, das Volk über die wirkliche Situation zu informieren. Im geschichtlichen Kontext von 1939 hiess das: die überkommene Auffassung von Demokratie genüge als Leitbild für die schweizerische Politik nicht mehr. Nur so ist es zu erklären, dass Reynold mit einem Hinweis auf den «Begründer des neuen Portugal», Salazar, auf den schillernden Begriff *Autorität* verfällt und das Bild einer erneuerten Eidgenossenschaft unter der Führung eines «schweizerischen Landammanns» heraufbeschwört. Den Widerspruch zwischen dieser Vision und der sonst konsequent verfochtenen Idee des Föderalismus sah er nicht.

Dieser Widerspruch verunsichert ihn in seiner Beurteilung der nationalsozialistischen Bewegung, deren geschichtsbildenden Kräfte er überschätzt, während er umgekehrt das gewaltige, alle menschlichen Werte zerstörende Potential, das in ihr angelegt war, unterschätzt. Kurz vor Ausbruch des Krieges konnte er noch schreiben: «Jedermann, der nicht von der antinazistischen Psychose erfasst und dessen Geist noch einigermaßen unbefangen ist, jedermann der eine wirkliche Weltanschauung besitzt, muss zugeben, dass der Nationalsozialismus eines der grossen Geschehnisse in der heutigen Welt bedeutet und dass wir es hier mit einem politischen und sozialen Versuch zu tun ha-

Donc, je viens d'atteindre la soixantaine. L'ennui, c'est qu'à peine  
altérée, la raie dépassée.

Et je serai bientôt un arbre dépouillé.

Pourtant, je me sens beaucoup trop jeune pour cet âge. Mes amis  
ressent comme moi là-dessus. Marcel Godet m'écrivit avec son esprit balbutiel:  
"C'est plutôt trois fois vingt ans. De quoi je vous félicite."

J'aurais voulu que cet anniversaire passât inaperçu, comme  
tous mes autres anniversaires peccédents. Mais il y eut la presse, cette vicieuse.

Un jour où je travaillais, comme d'habitude, une agence de Zurich m'  
appela au téléphone. C'est comme cela que je fus fixé sur l'année et le jour  
de ma naissance. Quand j'étais au collège, nous avions, à chaque rentrée,  
à remplir un bulletin bleu. A la troisième, le préfet des externes me conduisit  
dans son bureau: "Reynold, me dit-il, je voudrais bien savoir quand  
vous êtes né. J'ai sous les yeux trois bulletins avec trois dates différentes."  
Plus tard, lorsque j'habitais Genève - c'était au moment de la Voie latine -  
il y eut, au Café du Nord, une discussion au sujet de mon âge. Je peints  
Otto Vautier décida, en sortant sa longue pipe de sa poche, que j'avais entre  
seize et soixante-dix ans. Je m'en tiens à cette approximation, et n'en parle  
plus.

\*  
\*  
\*

A cette occasion, des amis et disciples ont pris l'initiative de  
réunir en volume quelques ~~articles~~ <sup>articles</sup>. Surprise qu'ils m'ont caché longtemps  
et dont je tiens à les remercier avant de les avoir lus, et même de les  
connaître tous, car je ne connais qu'Egloff et Grossrieder, pour le moment:  
je n'ai même pas les initiateurs. Mais comment les remercier et, puisqu'ils m'ont  
demandé ces quelques pages manuscrites, qu'on les emplace? Le moi est  
baisable. Obligé pourtant de me préférer en quelque sorte moi-même, je  
parlerai du moi, empruntant ainsi à Léon Daudet une distinction qui est  
en somme, la distinction entre l'individu et la personne.

ben, der sich vielleicht auf falsche Ideen gründet, aber dessen Gewicht, Ergebnisse und Einfluss wir nicht verkennen können . . .» Und im selben Zusammenhang: «Der Nationalsozialismus ist nicht etwa Preussen, noch der preussische Geist, nicht einmal der deutsche Imperialismus: er ist eine Revolution. Der Nationalsozialismus wird wahrscheinlich für das 20. Jahrhundert dasselbe bedeuten, was die Französische Revolution für das 19. Jahrhundert bedeutet hat.»

An der Französischen Revolution lehnt Gonzague de Reynold die rationalen Denkstrukturen ab, von denen sie ausgegangen war, am Nationalsozialismus die pseudoreligiöse Anbetung der Rasse, des Blutes, des Bodens und der Gemeinschaft. Aber diese Ablehnung aller Revolutionen, einschliesslich der russischen von 1917, ist nur scheinbar pauschal. Als Historiker hätte er erkennen können, dass das Freiheitspathos der Französischen Revolution seine Sprengkraft bis ins 20. Jahrhundert hinein bewahrt hat. Der Respekt, den Links- und Rechtsdiktaturen noch heute davor haben, ist ein Beleg dafür. Im Gegensatz dazu hat *ein* Grundzug der nationalsozialistischen Ideologie gerade *den Historiker* in Gonzague de Reynold angesprochen: ihr vermeintlicher Universalismus, in dem Reynold die Reichsidee der Römer und des christlichen Mittelalters wieder zu erkennen glaubte. «Hier dürfen wir uns nicht täuschen», schreibt er, «die deutsche Revolution geht über ihren eigenen Nationalismus hinaus; die Idee des Reiches ist universell: das entchristlichte Heilige Römische Reich.» Und Sendungsbewusstsein steckt nach Reynold auch im nationalsozialistischen Fanatismus: «Deutschland . . . ist mehr als Frankreich ein Missionsland. Mission Ottos des Grossen und der Sachsenkönige, Mission der Deutschen Ritter, d. h. der Preussen.»

Der Vergleich ist bedenklich. Er impliziert Reynolds uneingestandene Sympathie für die «grossen Strömungen, die Europa durchziehen», und verleitet ihn zu Aussagen wie: «es ist gefährlich, uns auf unsere Sicherheit, unser Glück zu verlassen und zu glauben, dass die andern, weil wir uns nicht um sie kümmern, sich nicht um uns kümmern werden. Wenn wir nicht imstande sind, uns zu erneuern, uns *anzupassen*, werden gerade diese andern das übernehmen.»

Von hier aus ist Gonzague de Reynolds Geschichtsverständnis und die Fehleinschätzung der eigenen Gegenwart zu begreifen. 1789 bedeutet für ihn einen Bruch im geschichtlichen Kontinuum, eine Todsünde gegen das, was er als «l'histoire de la Providence» bezeichnet. Von der Französischen Revolution an lief für ihn auch die Schweizergeschichte falsch. Die Neubegründung des Bundes von 1848 war für ihn nur eine Bestätigung dafür. Aber ein Satz wie: «Unsere heutige Demokratie mit ihrem Geburtschein von 1848 ist eine erstarrte Revolution» war schon 1939 falsch. Schon damals hatten sich im Rückblick die Verfassungsgrundlagen von 1848 durchaus als entwicklungsfähig erwiesen. Mit dem bürgerlichen Liberalismus, der industriellen Revolution und dem wirtschaftlichen Aufschwung ging die Schweizergeschichte, so wie er sie verstand, zu Ende. Erscheinungen wie das Elend der Fabrikarbeiter, Arbeiterbewegung, Sozialismus, Klassenkampf passen vollends nicht in dieses Geschichtsbild. Sie waren für Reynold unbequeme Einsprengsel. Das ist mit ein Grund, dass sein Prosa-hymnus «Soleure» mit der Sprengung des städtischen Festungsgürtels endet. Nur am Schluss weist er noch knapp, gleichsam verschämt, auf die Fabriken hin: «Neben den stillen alten Klöstern ragen nun Fabrikschlotte gegen den Himmel.» Mehr hätte das Opus

nicht ertragen. Denn mit der Darstellung des «modernen Solothurn» wäre auch die stilistische Einheit der als Dichtung gedachten Geschichtsdarstellung zerbrochen.

Gonzague de Reynold hat das Werk 1917 in die zweite Folge von «Cités et Pays Suisses» aufgenommen. Es sind dies Historienbilder, die einzelne Städte, Landschaften, Regionen oder geschichtliche Epochen zum Gegenstand haben. Neben «Soleure», «Dans le pays de Berne», «Cités d'Argovie» usw. enthält die Sammlung auch Kurztexte in lyrischer Prosa, wie «Automne, Saison de ma terre» oder «Rameau de Chêne», die Gonzague de Reynold selber als Oden bezeichnet. Als Gattung schwanken alle diese Werke zwischen Geschichtsdarstellung und lyrisch überhöhter Geschichtsdichtung. Um wissenschaftlich ernst genommen zu werden, sind sie zu literarisch. Die genauen Fakten gehen in der Grösse der Vision unter, die festen Konturen verlieren sich. Die Geschichte wird zur feierlich zelebrierten Legende; und um als Literatur im dichterischen Sinne gelten zu können, tragen sie zu schwer an ihrem geschichtlichen Gewicht. Ihre sprachliche Form ist rhythmisierte Prosa, wie sie in Frankreich etwa Paul Claudel in seinen Dichtungen verwendet hat, ihr Inhalt das überschwengliche Lob eines Nachfahren des freiburgischen Adels auf sein Land, das als Region begriffen wird, dessen Tradition und seine Herkunft. Die Gedanken, die der spätere Historiker in seinem Geschichtsbild ausfalten wird, sind im Keim schon in diesem Frühwerk angelegt. So verdeutlichen sich Geschichtsdichtung und Geschichtsdarstellung in gegenseitiger Spiegelung.

Auch in der Geschichte Solothurns entdeckt Gonzague de Reynold einige jener Konstanten, die für seine Geschichtsauffassung bestimmend waren, und die er später

der eigenen aufgewühlten Zeit entgegenhalten wird:

- Die Prägung durch den keltischen Ursprung und dessen römisch-germanische Überlagerung,
- die römische Reichsidee, erneuert im deutschen Kaisertum,
- eine Städte und Länder übergreifende Religion, das Christentum, zuerst bezeugt im Opfertod von Urs und Viktor,
- der Gedanke der Freiheit und dessen Konkretisierung in der Reichsunmittelbarkeit,
- das Heranwachsen eines selbstbewussten Stadtbürgertums mit patrizischen Strukturen, das von Gonzague de Reynold bewundert wird,
- das Bedürfnis, sich und die ausserhalb des engen Bereichs der Stadt erworbenen Herrschaftsgebiete durch Bündnisse abzusichern, deren letztes und wichtigstes der Beitritt zum Bund der Eidgenossen war.

Das föderalistische System, wie es sich im Verlauf der Geschichte herausgebildet hatte, erfuhr in der Vorstellung Reynolds wesentliche Veränderungen. Kleinste Einheiten sind in ihm nicht nur die aus geographischen und politischen Gegebenheiten gewachsenen Kantone und Gemeinden mit ihrer eigenen Kultur und ihrem eigenen Brauchtum. Zu ihnen gehören auch soziale Gruppierungen wie Familie, Berufsgenossenschaft und die religiösen Gemeinschaften. Ein so gesehener Föderalismus hätte zum Ständestaat geführt, mit dem vor dem Zweiten Weltkrieg Oesterreich experimentiert hatte, der das Land aber nicht vor der Annexion durch Hitlerdeutschland zu bewahren vermochte.

Trotz der Schatten, die er nicht übersieht, wird bei Gonzague de Reynold die solothurnische Geschichte zu einem *Geschichtsentwurf*, zu einem Modell, das den

Misserfolg im Gelingen integriert und so den Willen der Vorsehung erfüllt. Deshalb kann er am Schluss seiner Dichtung überzeugt ausrufen:

«O, Wanderer, betrachte mich gut, ich bin das Abbild des ganzen Landes, Sinnbild der ganzen Erde.»

Das alles freilich ist in ein Pathos gehüllt, das heute kaum mehr nachvollziehbar ist.

### *Solothurn*

Zwischen Berg und Fluss bin ich geboren. Mein Vater, ein Kelte, dessen Name ich heute noch trage, hat mich erbaut, auf einer flachen Hügelkuppe, die sich am Fluss hinzieht. Und inmitten seiner Güter — grosse Weiden, kleine Äcker, Hanf- und Flachsfelder — wurde ich seine mit Stroh bedeckte, durch Pfahlwerk beschützte Behausung; die Behausung des Salo.

Auf meiner Anhöhe war ich vor Überschwemmungen sicher und beherrschte den breiten, ruhigen Fluss, der schon schiffbar war. Auf der einen Seite beschützte mich der Fluss, auf der andern ein sumpfiges Gelände, zu meiner Rechten und zu meiner Linken floss je ein Bach: so war ich auch vor Feinden sicher. Mühelos brach der Pflug die feuchte mit Kräutern bewachsene Erde auf, und mühelos liess er sich entwässern. Der Wald warf seine Schatten bis zu mir hin; am Hang des nahen Berges entstanden Steinbrüche. War es mir nicht vorausbestimmt, eine Stadt zu werden?

Ich wuchs heran: damals als Rom an Helvetiens Grenzen seine granitene Steine setzte, in die zur Mahnung die gefürchteten Zeichen des Senates und des Volkes eingemeisselt waren, und als Rom entlang den

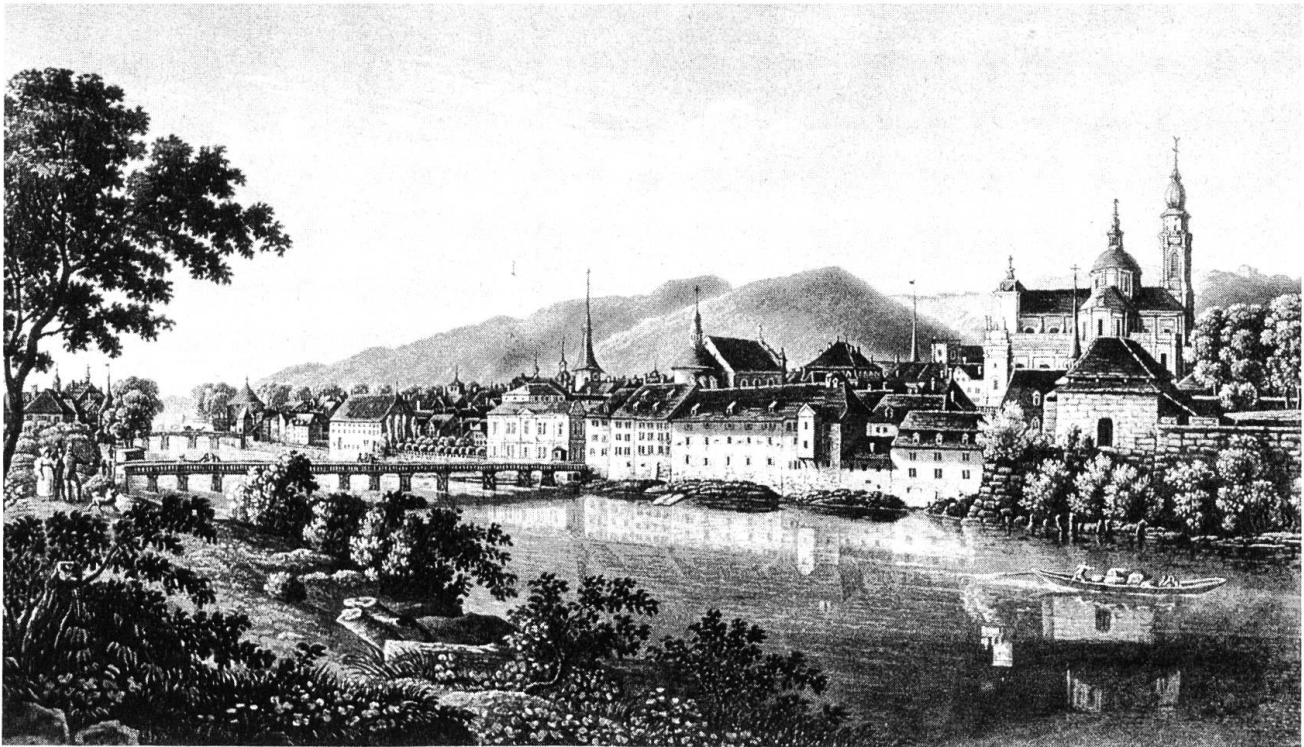
Als sprechendes Ich tritt die Stadt, die Mütterliche, selber auf. Das erlaubte dem Dichter, die solothurnische Geschichte von einem erhöhten Standpunkt aus zu betrachten. So entsteht der Eindruck eines grosszügig hingeworfenen Freskos: ungenau im Einzelnen, beängstigend kühn in den ideellen Hintergründen, beeindruckend als Ganzes.

Flüssen auf steinigem Bett seine Strassen baute. Aus mir wurde ein Militärlager, ein rechteckiges Castrum, eingerichtet nach den Vorschriften der Auguren, mit seinen Quartieren, seinen Mauern, seinen Toren. Ich hatte mein Prätorium, meinen Markt und meine Tempel; Merkur war mein Gott. Die Besatzung, die mich bewohnte, gehörte zu den Legionen der Antoninen; sie überwachte die grosse Reichsstrasse, die, meinem Flusse folgend, bis zum Rhein hinunter führte.

Jahrhunderte gingen dahin, ereignisreiche und ruhigere wie die Wellen, die mich spiegelten; die römische Ordnung schien unverrückbar wie die Steine meiner Wälle. Hier tauschten die Einheimischen ihre Waren, und im Schutz der Mauern erbauten sie sich Hütten, entstanden Dörfer. Ich hatte meine Fischer und meinen Hafen.

Niemand wagte meine Ruhe zu stören. Doch eines Tages enthauptete der Henker auf dem Forum vor den versammelten Legionären zwei Soldaten, die Christen waren. Die Erde trank ihr Blut und erbebt.

Plötzlich wurde ich zu Boden gerissen wie vom Sturm eine junge Eiche, die noch keine tiefen Wurzeln getrieben hat: ungebär-



«Ansicht der Stadt Solothurn, deren inneren Teile und merkwürdigsten Umgebungen», um 1840. Aquatintastich von Joh. Baptist Isenring (Mittelbild).

dige Fremde, die tätowierten Alemannen, eroberten und brandschatzten mich mit lautem Geheul. Dann, wie das Unwetter selbst, verzogen sie sich. Viele Jahre dämmerte ich dahin, verödet in Nessel, Strauchwerk und Ruinen.

Aber meine Lebenskraft war ungebrochen: sie kam von meiner Wiege her, vom Berg und aus den Wäldern, von Strasse und Fluss. Frei glaubt sich der Mensch, sich niederzulassen, wo er will. Merkt er denn nicht, dass die Natur ihn lenkt, die ihm Baustoffe geliefert und den Bauplatz zugewiesen hat? Generationen gehen an denselben Orten durch die Zeiten und gehorchen denselben Gesetzen.

Ich wurde wiedergeboren, als den barbarischen Völkern eine neue Ordnung auferlegt wurde: die Gesetze der Franken, die auserwählt waren, mit den aus dem römischen Reich gebrochenen Steinen Europa zu errichten. So wurden auf den Fundamenten meiner heidnischen Tempel meine erste christliche Kapelle und meine erste Kathedrale erbaut. Die beiden Märtyrer, mit deren Blut ich getauft worden war, sind meine Paten: um sie besser anrufen zu können, nannte ich sie Urs und Viktor.

Ich hatte eine Kirche — meine Seele, Glocken — meine Stimme. Bald war ich stark genug, um eine Brücke über den stillen und breiten Fluss zu schlagen.

Dann kamen aus dem Schwarzwald mächtige Fürsten in unser Land und gründeten Städte. Unter ihrem Schutz vollendete ich meine Entwicklung zur Stadtgemeinde.

Nach deren Untergang war ich mündig und frei und nur dem Kaiser verpflichtet. Fortan führte ich den gekrönten Doppeladler im Wappen, der mit einem seiner Fänge den Erdball umkrallt, im andern das Zeppter der Welt hält.

Heroisches Zeitalter: Rings um mich her in der Weite des Heiligen Römischen Reiches, das einer unabsehbaren, ergrünenden Ackerlandschaft glich, kam der Frühling der Städte.

Vom Rhein, aus den Wäldern Schwabens, den Tälern Frankens, dem flachen flandrischen Küstenland und aus Italien, den Ebenen der Lombardei, den Hügeln Umbriens und den Bergen der Toscana tragen der warme Föhn oder die kalte Bise aus Dörfern und Städten den Ruf der Freiheit zu mir hin.





Baseltor und St. Ursenkirche, von J. B. Isenring.

Sie sprossen wie Blütendolden, wurden gross wie Bäume; die Ringmauern dehnten sich aus wie Astwerk, die Türme schienen wie Knospen zu wachsen, die Häuser sich wie Blumen zu entfalten. Kathedrale und Pfarrkirchen warfen beim Glockenklang ihre Turmhelme der Sonne entgegen, mit ihren gotischen Bögen, ihren farbigen Scheiben, von Blättern, Dornen und Rosen umrankt, vergleichbar mächtigen Büschen, in denen die Vögel hausen.

Und die Städte waren die Vögel: Sie sangen wie die Amseln in den Gärten, wie die Wachteln in den Ackerfurchen, wie die Finken in den Hecken, wie der Kuckuck im Wald und in der Luft die Lerchen. Und schon strichen die mächtigsten und ehrgeizigsten wie Sperber über die Länder dahin.

Und während die Städte eine nach der andern wie junge Bäume wuchsen und grösser wurden, stürzten die Burgen und Wehrtürme, die Schlösser des Adels, der Grafen und Herzöge zusammen wie morsches Bal-

kenwerk, auf das zu lange die Schneelast gedrückt. Und die Bürger gingen hinaus, um das Fallholz einzusammeln.

Und auch ich, Solothurn, vergrösserte mein Nest. Ich machte den Mauerring weiter und zog um die Schanzen Wassergräben. Ich baute einen Zeitglockenturm und versah ihn mit einem Uhrwerk; zwei Stadttore mit runden Türmen wiesen den Weg nach Biel und Basel.

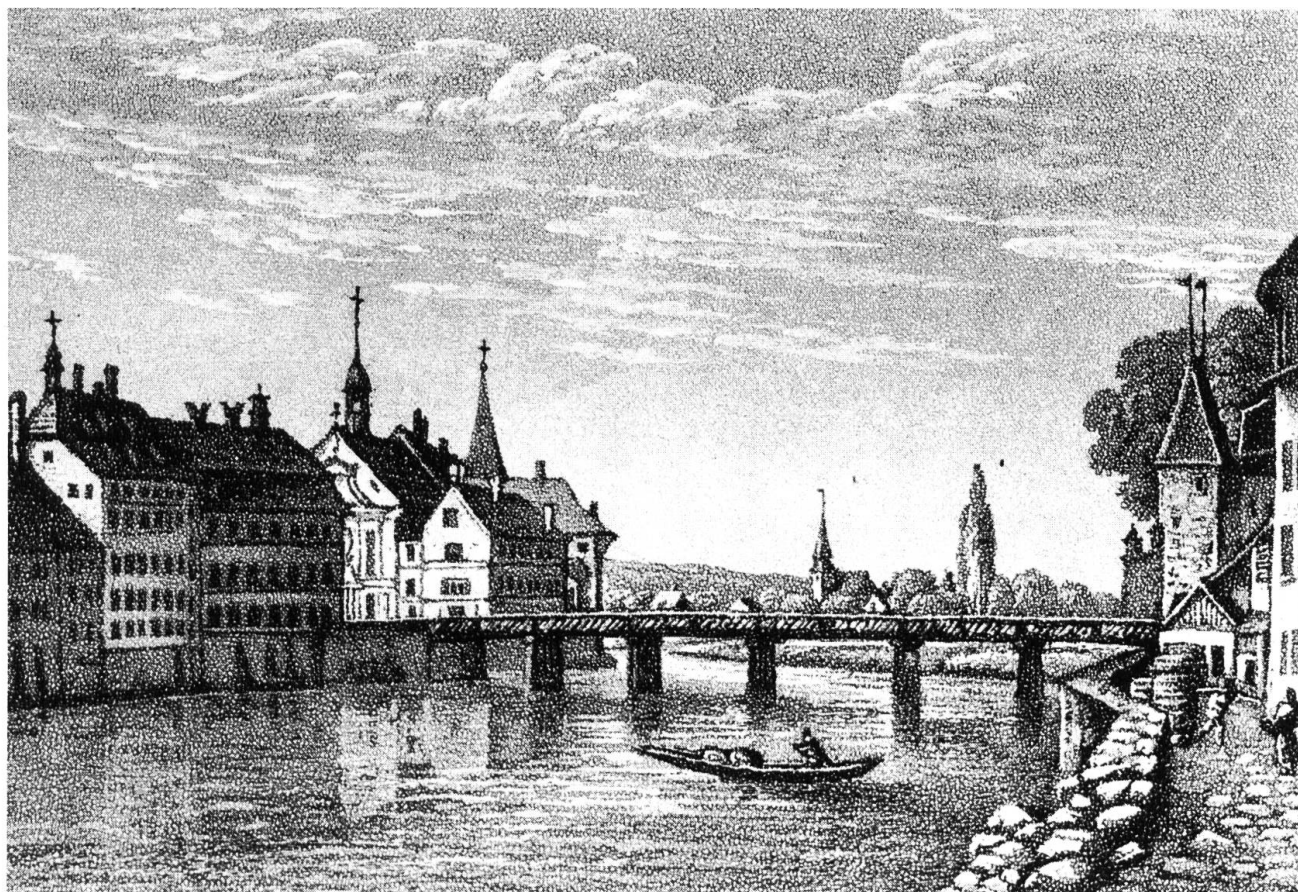
Ich war frei: ich wollte selbst Herrscher sein. Geduldig, Schritt für Schritt, durch Bündnisse, Kauf, Erbschaft und Eroberung erweiterte ich mein Gebiet zwischen Berg und Fluss, Landstück um Landstück kam dazu, Dorf um Dorf; ich setzte meinen Fuss ans andere Ufer des Flusses, kletterte auf den Bergkamm und streckte meine Arme nach den Tälern aus. Wie ein Parvenu nistete ich mich in den Herrensitzen ein.

Und doch, allein wie ich war, fühlte ich mich nicht stark genug; ich suchte Verbündete, Biel mit seinen zwei Äxten im Wappen, Freiburg, schwarz und weiss wie seine Kühe; das behäbige Bern, argwöhnisch und furchterregend wie sein Bär; Luzern, der eiserne Schlüssel zu den Alpen; das reiche Zürich, Basel mit dem roten Krummstab, und jenseits des Rheins das kleine Schaffhausen, bereit sich zu wehren wie sein Wappentier, der Widder.

So trat ich dem Bund der Eidgenossen bei. Doch hatte ich meine Feuerprobe zu bestehen, meinen Anspruch zu bestätigen mit zweihundert Jahren Krieg.

Meinen Reichtum habe ich in Grandson erworben, meinen Ruhm in Murten; meine militärische Kraft auf dem Schlachtfeld von Dornach bewiesen.

Mit meiner Zwillingschwester Freiburg wollte ich gleichberechtigter eidgenössischer Stand werden. Der Weg war mühsam und lang; es kam zu bitterem Streit, denn die freien Bergbewohner fanden an uns Städ-



Blick auf die Wengibrücke und die Vorstadt, rechts das Innere Wassertor. Von J. B. Isenring.

tern wenig Gefallen. Aber Bruder Klaus trat für uns ein.

Deshalb könnt ihr im Alten Zeughaus noch Gestalten in schimmernder Rüstung sehen, mit starrem Blick: die Tagsatzungsabgeordneten von Stans, Bruder Klaus in grober Kutte tritt ein, den Stab in der Hand, denn die Wege sind steinig vom Ranft bis zum Hauptort, und macht seine versöhnende Gebärde. An einem schmalen Pult sitzt der Ratsschreiber Schilling in den Luzerner Farben, eine schwere Sturmhaube auf dem Haupt, und zerdrückt auf dem Papier seinen Gänsekiel.

Mein Zeughaus ist Sinnbild meiner Kraft und meines Wehrwillens: graue Mauern, das altersschwarze Ziegeldach, Balkendecken und Fliesenböden.

Durch die stillen Räume streicht ein Geruch von alten Tüchern, Eisenzeug, Staub und Vergangenheit.

Meine bronzenen Kanonen haben noch Kugeln im Schlund, meine Bombarden gleichen Kröten. Werden die Eisenmänner, de-

ren gelenkige Panzerhandschuhe herabhängen, mit den aufgestapelten Steinkugeln Kegel schieben?

Die Visiere der Helme haben sich über das Nichts gesenkt, die gebuckelten Panzer über Schatten; die an die Mauern gehefteten Waffen bilden Windrosen.

Inmitten der eroberten Waffen stehen die Namen meiner Schlachten; die hinter Glas geschützten burgundischen Banner leuchten wie die Haut von Drachen aus der Sagenwelt.

Jetzt war ich also reich und mächtig: nun wollte ich auch schön sein.

Meine Söhne, die Bürger, brauchten grössere Häuser; ich schmückte meine engen Gassen mit Schildern und Erkern; auf den kleinen Plätzen errichtete ich hohe Brunnen mit bemalten in Stein gemeisselten Figuren.

Sie sind noch immer da, meine Brunnen: der Heilige Georg mit hochgeschobenem Visier, den Blick zum Himmel gewendet, während das Pferd sich bäumt, die Lanze in den Schlund des Drachen dringt und das befreite



Jesuiten- und St. Ursenkirche, von J. B. Isenring.

Jüngferchen (Königstochter?) friedlich die Hände faltet; das Bild der Justitia — eine Justitia drall wie ein Bauernmädchen, braun, mit nackten Beinen und der sich vorwölbenden Hüfte, hält sie das Schwert wie ein Tranchiermesser, ihre Waage wie eine Marktwaaage; Simson mit dem Kraushaar und die beiden Bannerträger aus Silber und Gold.

Ich liess meinen Zeitglockenturm noch höher machen; Meister Liechi aus Winterthur baute eine neue Turmuhr ein, welche die Stunden, den Lauf der Sonne und den Lauf des Mondes anzeigt; in der Mitte mein Bild, umgeben von den Tierkreiszeichen. Der Dichter Glarean hat zu meinem Ruhm eine lateinische Inschrift verfasst; ich liess sie in meine Sprache übersetzen, damit jeder, der vorbeigeht von meinem Alter, meiner Würde und meinem Ruhm vernehme.

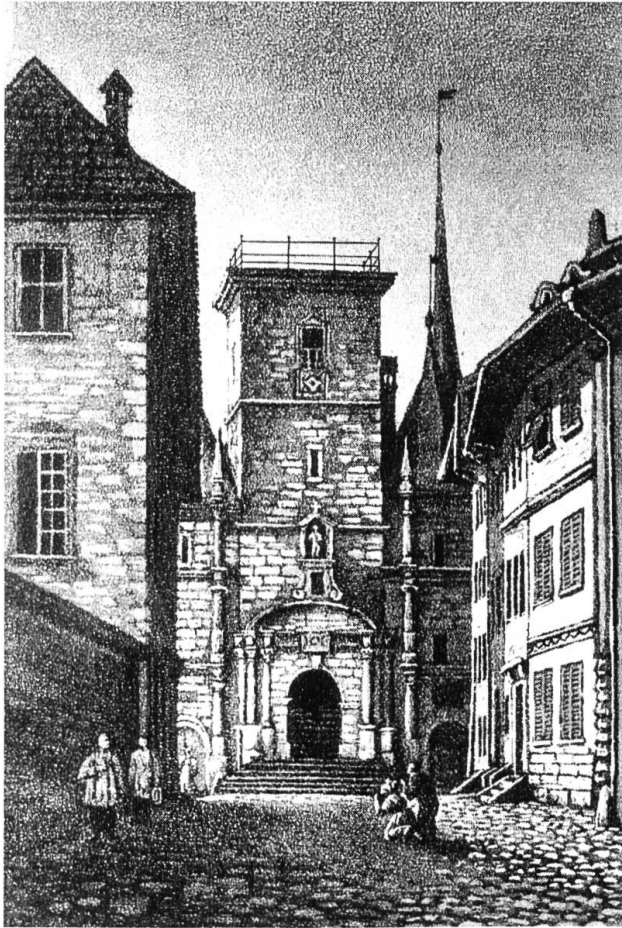
Ich war eitel und fröhlich, aber ich war fromm: deshalb bestellte ich bei deutschen Malern für meine Kirche schön vergoldete Bilder.

Du sanfte Madonna in den Erdbeeren in granatfarbenem Kleid und grünblauem Mantel, unter einer Perlenkrone, sitztest vor einem Erdbeerbeet mit weissen Blüten, hinter Dir eine Rosenhecke, in der Vögel sitzen, die schweigen; Du neigst Dich über den kleinen Jesus, um ihm eine Rose zu reichen. Der Jesusknabe hat zartes blondes Haar wie die Kinder aus meinen Dörfern; er hält ein Tonkrüglein in seiner Hand, das vielleicht mit Tränen gefüllt ist; und die Maiglöcklein, die Veilchen, die Schneeglöcklein bilden für seine nackten Füsse einen schönern Teppich, als König Salomon einen besass.

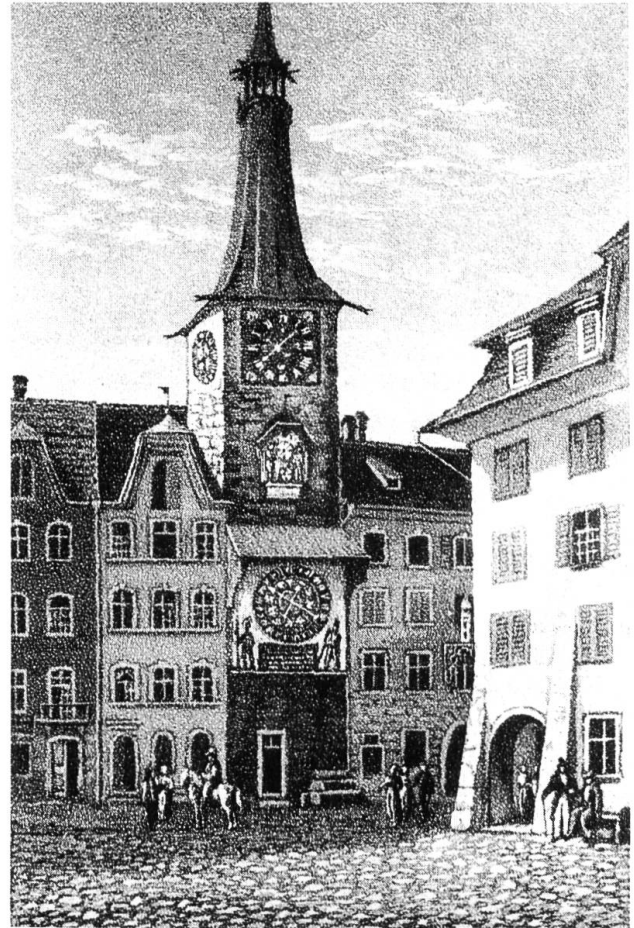
Und jene Kreuzigung von Meister Mentz aus Rottweil, der mit den Eidgenossen verbündeten Stadt in Schwaben — von Meister Mentz, den ich zum Dank ins Bürgerrecht aufgenommen habe: die mit Trauerkappen bedeckten Henkersknechte nageln den Herrn ans Kreuz, richten das Kreuz auf, an dem mit geschlossenen Augen der Herr sein Haupt neigt; und die bösen Pharisäer betrachten ihn und spotten über ihn, und unten sind grüne Hügel wie bei uns im Herbst, wenn die letzte Ernte eingebracht ist.

Und ebenfalls für mich, für meine grosse Kirche, hat Hans Holbein der Jüngere seine beeindruckende Madonna gemalt, im blauen, weiten Gnadenmantel, zwischen dem Heiligen Martin, dem Bischof<sup>3</sup>, und dem Heiligen Ursus<sup>4</sup>, dem Ritter, meinem Schutzpatron.

Aber ich hatte die guten Sitten und die Tugenden meiner Jugend eingebüsst; ich wurde geizig, undankbar und hochmütig. Der Himmel verhängte über mich seine erste Strafe: meine Kinder entzweiten sich; die Söhne wandten sich gegen den Vater, Geschlecht stand gegen Geschlecht. Ich stopfte mir die Ohren zu, um den Lärm ihrer Händel nicht mehr zu hören, ich schloss die Augen, um mein Blut nicht fliessen zu sehen. Aber, als auf beiden Seiten der Aare,



Rathaus, links das von Roll-Haus, von J. B. Isenring.



Marktplatz mit Zeitglockenturm, von J. B. Isenring.

die mich breit und ruhig durchfließt und mein Antlitz friedlich spiegelt, als sich auf beiden Ufern die Bürger gegeneinander bewaffnet hatten, erfasste mich Mutter-schmerz; mit entblösster Brust und flehenden Händen stellte ich mich zwischen die geladenen Kanonen, die entzündeten Luntten und die drohenden Fäuste.

Nur langsam kehrte der Frieden zurück, ich war schwach wie eben vom Krankenlager erstanden, und die Last des Alters legte sich auf mich. Ich hörte auf zu wachsen, hörte auf, auf der Bühne der Welt die Herrin zu spielen; meine Söhne, die nach Lust und Ehren strebten, zogen in fremde Kriegsdienste, um im Solde der Fürsten goldene Ketten zu gewinnen.

Nach und nach wandelte ich mich und gewann meine gute Laune wieder. Die königlichen Ambassadors erwählten mich zum Sitz, und ich sah Festlichkeiten, feierliche Aufzüge und Bälle in den Salons mit den weissen Möbeln.

Ich wurde wieder reich, aber auch ehrgeizig gegenüber meinen eigenen Kindern. Meine alte Kirche war mir nicht mehr schön genug. Ich liess sie niederreißen, um an ihrer Stelle eine Kathedrale im italienischen Stil mit klar gegliederter Fassade zu bauen, zu der man majestätisch auf breiten Stufen hinansteigt, beim Rauschen des Wassers, das aus den Muschelschalen unter den Statuen von Moses und Samson herabfließt. Und im Giebelfeld ist der hebräische Name Jehova in ehernen Lettern angebracht.

Die alten Stadtmauern genügten mir nicht mehr: ich liess sie schleifen, um an ihrer Stelle gewaltige Bastionen zu errichten, die selbst der Sintflut standgehalten hätten. Und dennoch konnten sie mich nicht schützen, Fremde drangen bei mir ein, legten sich in meine Betten und auf mein zeretztes Banner. Das war die zweite Strafe Gottes.

So fiel ich in die Stellung einer stillen Kleinstadt zurück, und dennoch haben mich viele Wirren immer wieder aufgewühlt.

Heute gehe ich einer neuen Zukunft entgegen, ich musste meine Festungsgürtel sprengen; die Häuser entwischten mir wie Hühnchen, die der Henne nicht mehr unter die Flügel schlüpfen können. Sie breiteten sich über das Land aus bis zum Rand des grossen Waldes. Neben den stillen alten Klöstern ragen nun Fabrikschlote gegen den Himmel.

O Wanderer halt inne, verweile und betrachte mich, denn bin ich nicht schön, weiss und golden unter dem dunstigen Vorfrühlingshimmel.

O Wanderer, betrachte mich gut, ich bin das Abbild des ganzen Landes, Sinnbild der ganzen Erde.

Deutsch sind meine alten Gassen, französisch meine Patrizierhäuser, italienisch meine Kathedrale und bin doch nichts als — Solothurn: Solothurn, die Tochter eines Kelten, geboren zwischen Berg und Fluss.

#### *Anmerkungen:*

*Zum Vorwort:* Es könnte als eine um fünfzig Jahre verspätete Polemik um politische und geschichtsphilosophische Gedanken aufgefasst werden, deren Fragwürdigkeit und partielle Richtigkeit, die es immer wie-

der zu bedenken gibt, längst erkannt ist. Was es sein will: ein bescheidener Beitrag zur Geschichte der politischen Ideen zwischen den beiden Weltkriegen. Deshalb wurde Reynolds später erschienenen Werk «Mes Mémoires», Genève, Ed. Générales 1960—1963 (3 Bde) bewusst ausgeklammert.

*Zum Text:* «Soleure» steht im 2. Bd. von «Cités et pays suisses», Lausanne, ca. 1917, S. 159ff. Erste Übersetzung, E. F. Knuchel, G.d.R. Schweizer Städte und Landschaften, Zürich 1932, S. 149ff. Die hier vorgelegte deutsche Fassung ist neu erarbeitet. Eine Übertragung, die den freien Prosarhythmen des französischen Originals entsprochen hätte, wäre nur in einer freien, dichterischen Nachgestaltung möglich gewesen. Ich habe versucht, den Sinn des französischen Textes so genau als möglich wiederzugeben. Doch hoffe ich, dass auch so etwas vom dichterischen Schwung des Originals zu erahnen ist.

<sup>1</sup> zit. nach *Manfred Gsteiger*, Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart, Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz, München 1974, S. 433.

<sup>2</sup> *G.d.R.*, Selbstbesinnung der Schweiz, Deutsch von Ed. Horst von Tschärner, Vorwort von Max Huber, Zürich 1939.

<sup>3</sup> Diese Figur wird heute als Bischof Nikolaus von Myra identifiziert.

<sup>4</sup> Der Name des Ritters ist nicht gesichert. Neben St. Urs werden auch die Heiligen Georg und Theodor genannt. — Im Gegensatz zu dem, was G.d.R. hier sagt, weiss man nicht, wo das Bild ursprünglich aufgestellt war. Vgl. Katalog «Kunst im Kanton Solothurn vom Mittelalter bis Ende 19. Jahrhundert», Sol. 1981, S. 84.

## Johann Baptist Isenring *Zu den Solothurner Veduten in diesem Heft*

Zu den bekanntesten Ansichten zahlreicher Schweizerstädte gehören die Blätter von Johann Baptist Isenring (1796—1860). Dieser Landschaftsmaler und Kupferstecher sei deshalb hier kurz vorgestellt. Er stammte aus einer kinderreichen Familie und wuchs in ärmlichen Verhältnissen in Lütisburg im Toggenburg auf. Er musste zunächst das Tischlerhandwerk erlernen, besuchte aber in seinen Wanderjahren in München und Wien die Feiertagszeichenschulen und verlegte sich darauf auf die Flachmalerei und Ver-

golderei. Nachdem er 1820 die Kopie eines Gemäldes in die Heimat geschickt hatte, erhielt er von St. Gallen ein Stipendium. Er trat darauf sofort in die Münchner Akademie ein, wo er sich während drei Jahren der Landschaftsmalerei und Aquatintamanier widmete. Nach seiner Rückkehr 1823 begann er, Ansichten aus seiner Umgebung zu zeichnen. Noch im gleichen Jahre erschien eine solche des Städtchens Lichtensteig, 1825 die «Thurgegenden», eine Sammlung von 20 Blättern. 1828 verheiratete er sich,